

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 35 (1945)
Heft: 30

Artikel: Der ewige Traum [Fortsetzung]
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-647811>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DER EWIGE TRAUM

5. Fortsetzung

„Im „Negresco“, wie immer. Aber ich will demnächst nach Monte Carlo übersiedeln. Monte Carlo hat mehr Atmosphäre für mich.“

Sie lächelt anzüglich. „Für dich vielleicht. Mich erinnert es immer an ein Prunkstück aus einem Kitschbasar. Ten Leert hat uns neulich zum Autorennen hinübergeschleppt.“

„Ten Leert?“ fragt Bogadyn plötzlich interessiert. „Was für ein Ten Leert?“

Sie zieht eine gelangweilte Grimasse. „Ach, dieser fliegende Holländer, der uns, seit wir hier sind, mit seinen Aufmerksamkeiten verfolgt.“

„So ein blonder Riese mit einem Babygesicht?“

„Stimmt! Kennst du ihn?“

„Ich glaube, ja. Wir haben einmal geschäftlich miteinander zu tun gehabt. Hat er Absichten auf dich?“

„Ich weiss nicht. Ich jedenfalls bestimmt nicht auf ihn.“

Er bleibt zögernd an der Tür stehen.

„Könntest du mich vielleicht einmal mit ihm zusammenbringen?“

„Warum nicht? Er wird sicher entzückt sein. Ich glaube, er hat eine Schwäche für alles, was im Gotha steht. Auf Wiedersehen also!“

Ein Zugwind reisst ihr die Tür aus der Hand und wirft sie geräuschlos ins Schloss. Kaja Hilton ist von der andern Seite eingetreten. Sie hat noch den Hut auf und wirft mit einer verächtlichen Gebärde die Handschuhe auf den Tisch.

„Das war ja eine ausgiebige Sitzung“, bemerkt sie spöttisch. „Habt ihr so lang Erinnerungen ausgegraben?“

Sie bekommt keine Antwort. Ariel hat ihr den Rücken gekehrt und kämmt vor dem Spiegel ihr Haar. Es knistert wie ein kleines Sprühfeuer, wenn der breite Schildpattkamm durch das metallische Gespinnst fährt. Ihre Augen werden ganz dunkel dabei vor Wohlbehagen, beinah schwarzviolett.

Kaja wechselt den Ton. „Was wollte er eigentlich von dir?“ fragt sie mit etwas angestrenzter Gleichgültigkeit.

„Oh, nichts Besonderes, er hat mir nur einen Heiratsantrag gemacht“, kommt es ebenso gleichgültig zurück.

Und dann hört man eine ganze Weile nichts als das trockene Knistern vom Spiegel her. Kaja Hilton sitzt unbeweglich in dem grossen Armstuhl, in dem vorhin Bogadyn gesessen hat. Ihr feines Indianerprofil hebt sich wie ein Scherenschnitt von dem hellen Hintergrund des offenkundigen Fensters ab. Man kann nichts von ihren Augen sehen und noch weniger von ihrem Mund, aber es genügt der Ausdruck ihrer Stimme, dieser mühsamen Stimme, die wie von ganz weither fragt:

„Und — du?“

„Ich habe natürlich ja gesagt, warum nicht?“ Der grosse Schildpattkamm pflügt seelenruhig weiter. „Gräfin Bogadyn — das macht sich nicht schlecht, wie? Ich werde mich für sämtliche Illustrierte photographieren lassen, in einem unerhörten Brautkleid mit einer neunzackigen Myrtenkrone im Haar und so einer Schleppe... Das wird dich begeistern, du bist doch so für „publicity.“

Der Kamm hält plötzlich inne, denn Kaja hat eine Bewegung gemacht, eine kleine, mühsame Bewegung, die sich im Zwielt und in der Stille merkwürdig arm und rührend ausnimmt, so dass man es doch nicht weitertreiben kann, dass man zu ihr hinlaufen muss, zu dieser dummen, armen,

aufgeblasenen Kaja und ihr um den Hals fallen und ihr einen Klaps vor die Stirn geben und sagen:

„Du bist ein Schaf, Kai, mitsamt deinen grauen Haaren und deinem Männerverstand. Jedes kleine Ladenmädchel hat mehr Instinkt als du.“

Kaja macht schon wieder ihr starres Gesicht. „Was heisst das?“ fragt sie abgewandt.



Bernern Oberland — Blick zum Rosenlaugletscher

Land der Freiheit

Zur Bundesfeier

Wohl bist du klein, mein liebes Vaterland —
der kleinsten Länder eins im Völkerkreis —
doch stolz bist du getürmt von Gottes Hand,
gross durch der Berge Bau und ew'ges Eis.

Und dann erwuchs bis zu des Himmels Rand
auf deinem Grund der Freiheit edles Reis
zu einem Baum, wie nirgends man ihn fand...
Ja, Schweizerheimat, dir gebührt der Preis!

Was noch so manche grosse Völker finden
nicht können — siehe, lang schon ist es dein;
denn, Volk der Schweizer, wahrlich, du bist frei...

So wolle jeden Zwiespalt überwinden
und dich von jedem Bruderswist befrei'n
auf dass dein Land unüberwindlich sei.

*

Und nun lasst heut die Glocken alle läuten
in vollem, feierlichem Uberschwang,
lasst auch ertönen Vaterlandsgesang,
erinnernd an die alten Heldenzeiten!

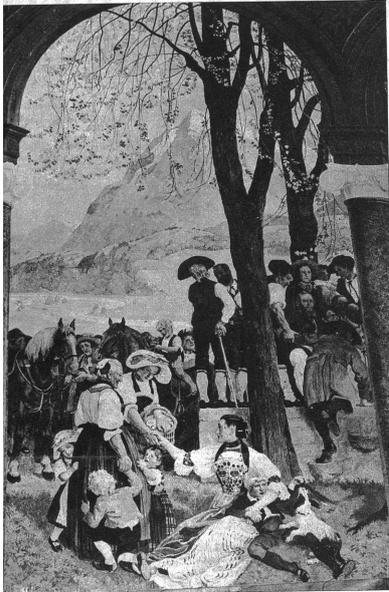
Und nächtlich leuchten soll in alle Weiten
der Höhenfeuer Brand zum erz'nen Klang —
o Heimat, nein, uns ist um dich nicht bang,
verstehn wir diese Zeichen noch zu deuten:

Der Feuer herrlich aufgerollte Fahnen,
sie heissen uns, ohn' jegliches Bedenken
dir uns're feur'ge Liebe stets zu schenken —

Der Glocken eh'rner Ruf, er soll uns mahnen,
mit inn'gem Dank, in Ehrfurcht zu gedenken
der alten, mut'gen, opferwill'gen Ahnen.

EMIL HÜGLI

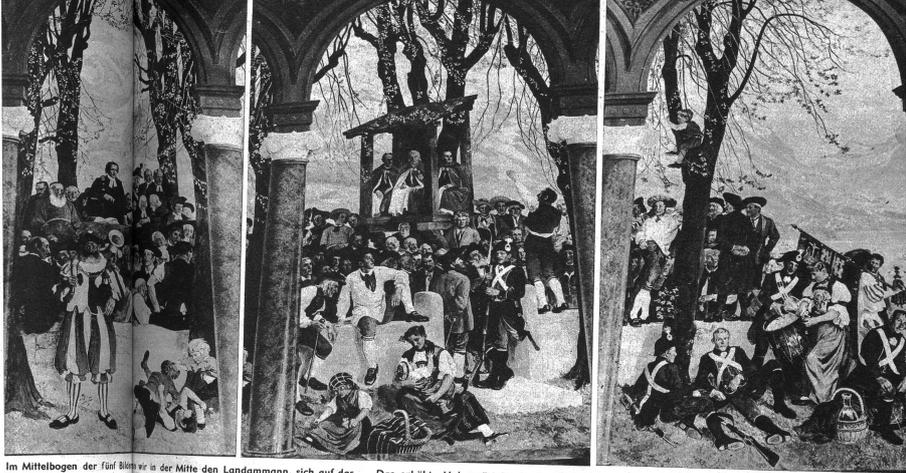
LANDSGEMEINDE



FRESKEN IM STÄNDERATSSAAL IN BERN

Links: Wir sehen im Hintergrund das Stanserhorn. Der kleine Knabe im Vordergrund, der mit dem Hündlein spielt, ist nach dem blondhaarigen Sohne des Schöpfers des Bildes, Kunstmaler Albert Welti, gemalt.

Unten: Mit gespannter Aufmerksamkeit lauscht das Volk der Rede eines Landammanns. Man beachte den Mann links im Hintergrund, am Baume stehend, der die Hand ans Ohr hält, um ja kein Wort zu verlieren. So sucht der Künstler das Horchen auf den Redner zu innerer Disposition zu machen. In Erinnerung an die Tätigkeit von Heinrich Pestalozzi in Stans im Jahre 1796 malte der Künstler diesen Kopf in die Gruppe der legenden Landleute. Es ist der Mann im Vordergrund links mit vorgeneigtem Kopf.



Im Mittelbogen der fünf Bilder war in der Mitte der Landammann, sich auf das Landesschwert stützend, umgeben von fünf übrigen Landesvätern und dem Landeschreiber. Im Vordergrund, links, der Herold, der die Landsgemeinde aufgeben hat. Im Hintergrund rechts die Kapelle des Nikolaus von der Flue im Ronf im Melchtal. Unter den zentralen rechts im Vordergrund sieht man wieder den blonden Haarschopf des Zöllners. Auch da wieder die gespannte Aufmerksamkeit in auf dem Richter.

Das erhöhte Holzgerüst ist das Weibehäuschen, in welchem die drei Weiber in ihren weiten, farbenfrohen Mänteln Platz genommen haben. Sie funktionieren als Stimmzähler. Rechts ist ein junger Bauer, auf der Ringmauer stehend, mit erhobener Hand eine Rede haltend.

Im Hintergrunde die Gipfel der Berner Alpen davor rechts der Sarnersee. Neben dem Bannerträger rechts die Figur des Malers Albert Welti, hingemalt von Kunstmaler Balmser, der Welti Entwurf auf die Wand übertrug.



„Das heisst, dass du dich schämen sollst, mein guter Winnetou. Vierzehn Jahre lang führst du mich nun am Gängelband. Und kennst mich immer noch nicht.“

Kaja zuckt die Achseln, ihr Blick verliert sich in dem silbrigen Blau des Abendhimmels. „Als ob es so leicht wäre, dich zu kennen“, sagt sie leise. „Als ob es überhaupt leicht wäre, einen Menschen zu kennen, den man so...“ Sie stockt, ihre Stimme schlägt plötzlich in sachliche Kühle um — „zu dem man so wenig innere Distanz hat wie ich zu dir.“ Mit einer raschen Bewegung entzieht sie sich den Armen der Freundin und geht zur Tür, um das Licht anzudrehen. Im nächsten Augenblick hat sie den Teller mit den Feigen entdeckt, der, ein unwiderlegbares corpus delicti, neben dem Diwan steht. Ihre Augen strafen Ariel mit vorwurfsvollem Blick.

„Ich habe dich doch gebeten, keine rohen Feigen zu essen, Lela.“

Ariel ist um die Ausrede nicht verlegen. „Die hat Sascha mir mitgebracht“, lügt sie gefasst und macht dabei ein so ungläubwürdiges Gesicht, dass Kaja wider Willen lachen muss.

„Wie aufmerksam und gleich mitsamt dem Hotelgeschirr“, spottet sie und versetzt dem Teller einen kleinen ärgerlichen Ruck.

Im Jahre 1907 ersuchte der Bundesrat den Kunstmaler Albert Welti, die grosse Rückwand des Ständeratssaales im Bundeshaus zu Bern mit einer Freskomalerei zu schmücken. Nach einigem Besinnen sagte der Künstler, trotz bereits geschwächter Gesundheit, zu und schuf in den letzten Jahren seines Lebens das so trefflich in den Ständeratssaal passende Bild einer innerschweizerischen Landsgemeinde, eine Kombination der Landsgemeinden von Nidwalden in Wil bei Stans und Obwalden

auf dem Landenberg bei Sarnen. Der Grundgedanke des Bildes ist klar: Welti schildert die Landsgemeinde als Fest des ganzen Volkes! Zu den Männern gehören also auch die Frauen und Kinder, die den Vater zum Landsgemeindering begleiten. In den schönen, reichen Trachten Unterwaldens lagern die Frauen vor dem Ring. Die Buben passen mit ihren Faustkämpfern mit ins Bild. Welti hat die Studien zu seinen Fresken in der Innerschweiz selbst vorgenommen und typische Köpfe gemalt. Die 150 Personen tragen denn auch wirk-

liches Leben in ihren Zügen. Kunstmaler Wilhelm Balmser übertrug den Entwurf Weltis, der heute im Zürcher Kunsthaus ist, in die farbigem Werte des Oelentwurfes zu halten. Albert Welti hat die Vollendung des Bildes nicht erlebt. Er starb im Jahre 1912. Jeder, der den Ständeratssaal in Bern aufsucht, freut sich, dass gerade dieses Thema so trefflich und meisterhaft gestaltet wurde, das die Verkörperung altschweizerischen Denkens und Fühlens ist.

In Ariels Augen tanzen alle Kobolde des Übermuts. „Natürlich“, platzt sie lachend heraus, „den dazu gehörigen Korb hat er ja erst von mir bekommen!“

Wenn man das Gorbiotal aufwärts wandert, stösst man irgendwo auf einen alten, ausgebleichen Wegweiser, auf dem eine Hand mit verstümmeltem Zeigefinger ins Ungeheure deutet: „Zur alten Mühle.“

Ariel Caliga folgt diesem unsicheren Fingerzeig einen schmalen, holprigen Seitenweg hinaunter, wo eine schwache Ränderspurr und ab und zu ein Häufchen Eselsmist die Nähe irgendeiner menschlichen Behausung ankündigt.

Der Augustnachmittag hat noch seine volle Glut, obgleich es schon nach vier Uhr sein muss. Die Luft flirrt vor dem graugrünen Gefieder der Olivenbäume tanzt noch heiss und duftet köstlich nach Nussblättern und gebackenem Obst.

Ariel bleibt tiefatmend stehen und hält Umschau. Dort — das alte provenzalische Ziegeldach, das da aus dem Grün hervorschaut, das muss es sein. Von dem Haus selbst ist nichts zu sehen, es liegt tief in die Talmulde eingeschmiegt, in einem Dickicht von wilden Akazien und Judasbäumen. Herrlich muss es da sein im Frühjahr, wenn das alles blüht in schweren rotilla Wolken. Eigentlich beneidenswert, wie diese Leute leben, so anspruchslos und ungebunden, in dieser verschwenderischen Natur. Wer weiss, ob sie nicht am Ende ganz zufrieden sind mit ihrem Schicksal und die fremde Dame, die ihnen ihre Hilfe anbietet will, nicht etwa nur als lästigen Eindringling betrachten? Vielleicht hat Herr Brocard recht und der alte Hexenmeister wird einen mit ein paar Grobheiten die Tür weisen. Oder er schwingt seinen Zauberstab und verwandelt dich in einen alten Besen oder bestenfalls in einen Lorbeerbaum. Vielleicht hätte man sich doch lieber Roma zum Schutz mitnehmen sollen...? „Unsin...“ Die Tänzerin lacht leise in sich hinein. Kein Hexenmeister kann so alt und böse sein, das eine

schöne Frau ihn nicht auch ein bisschen behexen könnte. Mit federnden Schritten geht sie auf das kleine Gartentor zu, das in eine undurchdringliche Hecke von kardinallilaen Bougainvillae eingelassen ist. Es hängt schief in den Ängeln, und darauf ist mit schwarzer Ölfarbe von einer ungeübten Hand hingemalt: „Chien dangereux!“ Das klingt freilich nicht sehr einladend und Ariel zögert unwillkürlich einen Augenblick, bevor sie die Glocke zieht. Ein kindisches Herzklopfen springt ihr an die Kehle, als das alte Läutwerk einen verstörten Jammelauf von sich gibt, wie jemand, der jählings aus der Schlaf gerissen wird.

Alles hier scheint zu schlafen, sogar der „gefährliche Hund“, der es offenbar nicht einmal der Mühe wert findet, seine einschüchternde Gegenwart durch Gebell zu bekunden. Statt seiner spitzt ein winziges Kätzchen neugierig durch die Hecke, kommt auf den ersten Lockruf zwischen den Latzen durchgeschlüpft und lässt sich hochnehmen. Ariel drückt das freundlich schnurrende kleine Geschöpf zärtlich an sich, sie gibt ihm ihren Zeigefinger zu nagen und lässt es mit ihrer Kette spielen und gelangt so unversehens und spielerisch in den Garten, sie weiss selbst nicht wie.

Es ist eigentlich gar kein Garten, sondern eher eine Wildnis, ein unabsehbarer, üppig grünender Dschungel, den irgend jemand in eigenbrütlerischer Absicht mit einer Hecke umgeben hat. Von einem Weg ist kaum etwas zu sehen, man muss sich Schritt für Schritt förmlich durchschlagen durch allerhand blühendes Unkraut, das hier in lieblichstem Durcheinander wuchert: Kapuziner und wilder Fingerhut, Heliotrop und duftende Wicken in hundert Farbenschatierungen und alle Sorten Geranium, vom blassesten Rosa bis ins tiefste Schwarzviolett, mit kleinen Katzenschnecken wie Stiefmütterchen. Und plötzlich, von irgendwoher, hängt einem eine dunkle Traube buchtäblich in den Mund, man kann gar nicht anders, als sie pflücken, es wäre geradezu ein Verstoß gegen das Gastrecht, es nicht zu tun. Der köstliche Raub wird im Weiterschleudern verzehrt, er schmeckt nach Sonne und ein wenig nach Erdbeeren, er schmeckt wie dieser ganz wilde, summende Garten, in dem man ohne Ende herumstreifen möchte.

Das bängliche Gefühl in der Kehle ist ganz verfliegen, es meldet sich erst wieder, als urplötzlich, wie aus dem Erdboden gezaubert, das Haus auftaucht, ein altersschwaches Gemäuer, kaum noch als Wohnstätte anzusprechen, das die Zeit mit einem graugrünen Filz aus Geisblatt überzogen hat. Davor ein kleiner gepflasterter Hof mit einer Zisterne und einem riesigen Feigenbaum in der Mitte, dessen Wurzeln da und dort das Pflaster gesprengt haben.

Neben der Zisterne liegt ein Haufen praller Säcke, die einen rötlichgelben Staub ausschütten und ein grosser, schmalhüftiger Mann in verlecktem Overall ist gerade dabei, sich einen dieser Säcke auf die Schulter zu laden und damit in dem offenstehenden Tor des Schuppens zu verschwinden.

Als er, schwer atmend von der Anstrengung, wieder herauskommt, fällt sein erster Blick auf die helle Gestalt unter dem Feigenbaum. Ein Ausdruck hochmütigen Erstaunens tritt in seine Züge.

„Sie wünschen, Madame?“ fragt er in geläufigem Französisch, dem man nur an dem rollenden r den Ausländer anhört. Ariel ist um die Antwort verlegen. Der argwöhnisch prüfende Blick dieser nebelgrauen Augen nimmt alle Sicherheit.

„Ich — verzeihen Sie“, stammelt sie, ganz trocken im Munde, um sich dann kopfüber in die nächstbeste rettende Ausrede zu stürzen, die ihr einfällt — „ich wollte nur fragen, ob die kleine Katze hier ins Haus gehört.“

Der Mann im Overall wirft einen Blick auf das Kätzchen, das ihm mit rosigem Rachen verschlafen anhängt.

„Ja, wahrscheinlich, wir haben ungefähr ein Dutzend. Sie sind schwer auseinanderzuhalten.“



„Und also zügend die von Bern us...“

Ein
Briener
Schmitzer
blättert in der
Schilling-
chronik

Die ersten territorialen Erwerbungen Bern waren die vor seinen Toren liegenden vier Kirchspiele Bolligen, Vechigen, Stetten und Muri. Schon frühzeitig knüpfte Bern mit den Klöstern und geistlichen Stiften in engem und geistlichen Beziehungen an, die sich in Schutz und Schirm der immer mächtiger werdenden Stadt stellten oder mit ihr Burgrechtsverträge abschlossen, wie u. a. das bedeutende Kloster Interlaken.

Nach dem Treffen bei Oberwangen wurde auch die Herrschaft Belp der Stadt angegliedert und das Bestreben Berns, auch im Oberland Fuss zu fassen, wurde durch diverse Schuldenstreite erfüllt, die der Stadt die Herrschaften Mülenen,

Aschi und das Städtchen Wimmis sowie die Pfandschaft auf das Hasli brachten.

Die unaufhaltsame Machterweiterung der von tatkräftigen, gewandten Staatsmännern geleiteten Stadt veranlasste viele adeliche Geschlechter sich Bern anzuschliessen. Aber der weitaus grösste Teil der Adelligen erblickte in der aufblühenden Stadt einen gefährlichen Feind, den es rechtzeitig zu vernichten galt.

Die mächtigsten Dynastien des Landes schlossen sich mit Fryburg gegen Bern zusammen, das angesichts seiner schwer bedrohten Lage von vielen seiner bisherigen Freunde und Schützlinge schmählich zur Schmach bei Lutpuzen, in der die Berner die Adelskoalition mit Hilfe der Waldstätter, Hasli- und Simmentaler vernichteten schlugen.

Soweit der nüchterne Geschichtsschreiber. Die Schillingchronik aber mit ihren lebendigen Darstellungen und unmittelbarem Erzählertext ist weit anregender, erfrischender und vermag vor allem auch den Künstler anzuregen.



Zwei wackere Kriegerheute der bernischen Streitmacht

Ein flüchtiges Lächeln lockert seine Mundwinkel, als das Tierchen, von Ariel zu Boden gesetzt, auf ihn zuspriingt und an seinen weissen Leinenschuhen zu lecken beginnt, vielleicht in der Hoffnung, es sei Milch.

Die Tänzerin schaut sich suchend um.

„Und wo ist der Hund?“ erkundigt sie sich.

Der Mann im Overall macht ein verständnisloses Gesicht.

„Was für ein Hund?“

„Der ‚chien dangereux‘, den Sie draussen angezeigt haben.“

„Ach so!“ Er stösst ein kurzes, trockenes Lachen durch die Zähne. „Das ist eine Erfindung meines Sohnes, damit uns nicht jeder Landstreicher hereingelaufen kommt. Nämlich —“ er senkt die Stimme, sein Blick bekommt etwas seltsam Flackriges — „es lungert hier öfters allerhand verdächtiges Gesindel herum, das über den Zaun start.“

„Wie ich, zum Beispiel. Ich habe auch über den Zaun gestarrt. Ihr Garten verdient es, er t das reine Märchen.“

„Finden Sie? Ich habe...“ Dominik Raffal gerät ins Stocken, er hat vergessen, was er sagen wollte, und er tappt sich plötzlich dabei, dass er die Fremde mit offenem Munde anstarrt.

Sie hat den grossen Strohhut abgenommen und steht jetzt im vollen Sonnenlicht. Alle Farben des Regenbogens sprühen um ihr kupferrotes Haar. Er fühlt plötzlich sein Herz schlagen. Ganz vage nur, ganz von fernher streift ihn ein Erinnerung, dass er einmal von solchem Haar geträumt hat.

Hastig bückt er sich nach dem Katerchen — das gerade dabei ist, seinen Schnitzrenkel anzuknabbern, hebt es auf und setzt es behutsam auf den Rand der Zisterne.

Aber der flüchtige Aufblitz im grauen Nebel dieses Männeraugen ist der Tänzerin nicht entgangen. Ihre Befangenheit löst sich in einem angenehm prickelnden kleinem Siegesgefühl.

„Darf ich“, fragt sie lieb und setzt sich auch auf den Zisternenrand. „Ich habe einen weiten Marsch hinter mir. Schade, dass Sie keinen Hund haben, ich bin so ein Hundsnarr.“

Der Mann zuckt geringschätzig die Achseln.

„Ich mache mir nichts aus Hunden. Hunde sind subalterne Geschöpfe.“

(Fortsetzung folgt)



Höhepunkt der Laupenochse

Links: Das Gebet auf dem Schlachtfeld nach der Laupenochse. „Der almächtig got so gnädig wes gewesen, das ie ir einer der vyenden zehen überunden hattend; darumb si got lopten und im dankend mit bezzen und mit munde, der si so erbarmen herzlich erlöst hat und von grosser not entpunden.“ Dies alles berichtet uns der Chronist in selbstbewusstem Stolz, eine der grössten Kriegstaten der Berner zu ewigem Gedächtnis aufzuzeichnen.

Reportage: ILLUSTRATION
Fotos: Hans Steiner, Bern



Auszug der Berner aus der Stadt: „und zügend us gen luppen...“

Englandreise einer Bernerin 1786/87

Von Christian Lerch

15. Fortsetzung

Weiter geht's, nach Lüttich, wo Eva schon um die Mittagsstunde ankommt. Beim Mittagessen schlägt sie den Slavante den Damen einen Ausflug nach dem Kloster Hüll auf einer Anhöhe, darum wird eine Kutsche gemietet. Hüll oben sind die Pferde plötzlich stetig und wollen nicht weiter. Man macht aus der Not eine Tugend, steigt aus und geht zu Fuss hinauf. Wie die Gesellschaft zu der Kutsche zurückkehrt, hat sich die schlechte Laune der Pferde noch in der Not ein Artilleriewachmeister; der weiss Bescheid. Er spannt die Pferde aus und führt sie, ob sie nun wollen oder nicht, hinauf zum Kloster. Und die Kutsche? Viel

neugieriges Volk steht herum, macht Sprüche und steckt die Hände in die Hosentaschen. Da springt belgische Jugend helfend ein, Zehn muntere Buben packen an und bringen die Kutsche rasch und sicher an Ort und Stelle.

Elf Tage bleibt Eva in Spa, besucht Gesellschaften, tanzt, reitet, trinkt das heilkräftige Wasser, aber nicht mehr am Brunnlein wie vierzehn Jahre früher; die Mode hat geändert. Graf und Gräfin Potocki führen auf einem brillanten, dem Rufe des berühmten Kurorts angemessenen Ballen einen Kosakentanz vor; die Gräfin kann's „wie ein Engel“.

Eva passiert Aachen ohne Aufenthalt, trennt sich in Jülich von ihren Reisegefährten, die nach Düsseldorf